Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger
1916

53 (3.3.1916) 2. Beilage des Pforzheimers Anzeigers

Visual Library

Vermischte Nachrichten.

— Eine wichtige, durch den Krieg geschaffene ärztliche Aufgabe besteht in dem **Ersatz von äußeren Körperteilen**, die durch irgendeine Gewalt verloren gegangen sind. Ein solcher Ersatz kann auf zweierlei Weise hergestellt werden: entweder, indem man den betreffenden Teil aus lebendem Stoffe nachbildet und mit dem Körper durch Anheilung dauernd und fest verbindet, oder, indem man eine künstliche Nachbildung aus toten Stoffen (Holz, Metall, Elfenbein usw.) in eine nach Belieben lösbare Verbindung mit dem Körper bringt. Während die letztere Aufgabe, die Herstellung künstlicher Gliedmaßen (sog. Prothesen) im wesentlichen eine besondere Klasse technischer Handwerker angeht, ist die erstere, die man als Plastik bezeichnet, eine rein ärztliche. Die Möglichkeit des natürlichen, plastischen Ersatzes verloren gegangener Körperteile ist natürlich beschränkt und betrifft nur die äußeren Teile. Diese können theoretisch samt und sonders ersetzt werden; man könnte bei fortgeschrittener chirurgischer Technik z. B. ein verloren gegangenes Bein durch dasjenige eines anderen Menschen ersetzen — wenn dieser es dazu hergäbe. In Wirklichkeit aber wird durch die gegebenen Verhältnisse die Körperplastik auf ganz bestimmte Teile beschränkt, wie vor allem auf den Ersatz verloren gegangener Haut, Ohren, Nasen, Augenlider und gewisser Knochenteile. Derartige Plastiken sind nicht etwa eine Errungenschaft der modernen Medizin; vielmehr sind sie schon im Altertum vielfach von den Aerzten ausgeführt worden. Sowohl im alten Indien wie im klassischen Griechenland gehörtez sie zu denjenigen, deren Technik schon recht gut ausgebildet war. Sie wurden verhältnismäßig häufig notwendig, weil das Abschneiden von Nase und Ohren eine gebräuchliche Strafe bei manchen Völkern war. Die Operation wurde regelmäßig so ausgeführt, daß man ein in Form und Größe dem fehlenden Teil entsprechendes Stück aus der Haut der betreffenden Person heraustrennte, durch Nähte mit der vorher angefrischten Wundstelle vereinigte und so zur Anheilung brachte. Diese Form der Plastik, die sog. Autoplastik, ist auch heute noch die häufigere. Seltener entnimmt man das zur Deckung des fehlenden Teils benötigte Stück von einem anderen Menschen. Am meisten kommt natürlich die Deckung verloren gegangener Hautteile in Betracht, da Verletzungen mit ausgedehnten Zerstörungen der Körperdecke im Felde sehr häufig sind. Würde man diese ohne Eingriff ausheilen lassen, so würde in vielen Fällen, da statt der Haut schrumpfendes Narbengewebe gebildet wird, eine starke Verunstaltung zurückbleiben. Dadurch, daß man entweder von dem Verletzten selbst oder einer anderen Person Hautlappen zur Einheilung bringt, werden wieder normale Verhältnisse hergestellt. Aehnlich — wenn auch etwas schwieriger — gestaltet sich der Ersatz anderer Teile, z. B. der Nase. Da handelt es sich nicht nur darum, die entstandene Lücke auszufüllen, sondern dem Ersatz auch eine Form zu geben, die die Entstellung ausgleicht. Wenn hierbei auch in der Hauptsache ebenfalls Haut benutzt wird, so sieht sich der Operateur doch oft zur Erzielung eines befriedigenden Erfolges gezwungen, diese mit anderen Stoffen zu unterpolstern. Dabei kann nun sowohl lebender Knochen benutzt werden wie totes Material (Elfenbein, ausgeglühter Knochen u. a. m.). Unter voller Ausnutzung aller Errungenschaften der modernen Chirurgie und Technik gelingt es so, in sehr vielen Fällen einen Ersatz des verstümmelten Teiles herzustellen, der den Körperschaden völlig oder fast ganz beseitigt.

— **Bilder von dem Kriegsgebiet am Tigris**, auf dem die Türken gegen die Engländer kämpfen, entwirft der englische Kriegsberichterstatter Edmund Candler in der Daily Mail: „Oberhalb von Amara werden die Ufer des Tigris immer eintöniger und öder. Die Schilfrohrhütten der Nomaden, die vorher in der Landschaft auftauchten, werden nun durch schwarze Ziegenhaarzelte ersetzt. Das Gelände ist leicht zu beschreiben: harter getrockneter Schlamm zu beiden Seiten. Nur zwei Pflanzen finden in dieser Wüste ihr mühsames Fortkommen. Die eine ist der Kharnoog, ein unansehnlicher dorniger Strauch, der einen Fuß hoch wird und in seiner Winterfärbung ein krankhaftes gelbliches Grün zeigt. Man nennt dies häßliche Gestrüpp häufig Kameldorn, obwohl es mit dem richtigen Kameldorn der Nordwestgrenze Indiens nichts zu tun hat. Die andere Pflanze ist der Ageen, ein faseriges Gewächs mit langen Wurzeln, das zur Feuerung benutzt wird. Die Palme ist oberhalb von Amara eine Seltenheit; die wenigen, die man in den Schlammdörfern sieht, sind verkrüppelt und tragen keine eßbaren Früchte. Nur bei Ali Schargi dehnt sich ein Kranz von Bäumen, ein kleiner Wald, der voller Blüten steht und den Kriegern, die daran vorbeimarschieren, Heimweh ins Herz gießt nach englischen Bäumen, nach irgendwelchem frischen Grün, das sonst in dieser traurigen endlosen Landschaft nirgends zu sehen ist. Bei Ali Gharbi, wo die Truppen zum Vormarsch zusammengezogen wurden, macht der Fluß eine scharfe Wendung nach Osten, und hier bringt eine neue Erscheinung etwas Abwechslung in diese traurige eintönige Szenerie; es sind die Pusch-i-Kuh-Berge, die sich schneebedeckt an der persischen Grenze hinziehen und über denen schwere Wolken sich wie dunkle Schatten von einem malvenfarbenen Hintergrund abheben. Das Land zwischen dem Tigris und diesem Gebirge war der Schauplatz der Schlacht von Scheikh-Saad. Völlig unfruchtbar dehnt sich diese Ebene, auf der sogar der Ageen und Kharnoog nicht mehr gedeihen. Der Sand, der sonst der Wüste seine Prägung aufdrückt, wird hier überdeckt von Geröll und hartem Schlamm, und über dies holperige Gelände jagten die Wogen mit ihrer Last von Verwundeten, die ihre Schmerzen doppelt empfanden.“ — Mit einem Dampfer war der

Zeichnet die Kriegs-Anleihe!

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe

— zu **98,50**, —

oder

Viereinhalbprozentige auslosbare Deutsche Reichsschatzanweisungen

— zu **95**. —

Die Kriegsanleihe ist

das Wertpapier des Deutschen Volkes,

die beste Anlage für jeden Sparer,

sie ist zugleich

die Waffe der Daheimgebliebenen

gegen alle unsere Feinde, die jeder **zu Hause** führen kann und muß, ob Mann, ob Frau, ob Kind.

Der Mindestbetrag von **Hundert** Mark, bis zum 20. Juli 1916 zahlbar, ermöglicht **Jedem** die Beteiligung.

Man zeichnet

bei der Reichsbank, den Banken und Bankiers, den Sparkassen, den Lebensversicherungs-Gesellschaften, den Kreditgenossenschaften, oder bei der Post in Stadt und Land.

Letzter Zeichnungstag ist der 22. März.

Man schiebe aber die Zeichnung nicht bis zum letzten Tage auf!

Alles Nähere ergeben die öffentlich bekannt gemachten und auf jedem Zeichnungsschein abgedruckten Bedingungen. 5466

Fintje.

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel.
Von Clara Hohrath.

6 (Nachdruck verboten.)

„Das ist unser berühmter Christuskopf, ungeheure Dimensionen, ein Meisterwerk, extra von Léonard, dem Schüler von Wiertz, für uns gemalt,“ sagte der Portier.

Also doch nur gemalt, kein wirkliches Märchengespenst, dachte Fintje. Eigentlich tats ihr leid, wenns auch recht beruhigend war.

„Und ich möcht' doch, das Gesicht wäre am Leben,“ sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

„Kindergeschwätz,“ sagte der Portier, der alles wußte, und dazu mußten sie beide hinaus aus dem Saal und dem Volkshaus, denn der Vetter wollte weiterputzen.

* * *

Sonntag nachmittag im Quartier des Marolles.

Niemand in den Häusern. Nur die Schenken sind gedrängt voll. Die alten Leute, die Kränklichen und die Weiber sonnen sich vor ihren Häusern, schwatzen und rauchen.

Sogar den in sich gekehrten Oomke wollte es heut nicht in der Stube dulden. Er löschte die Lampe aus, die ihm die Seiten seines Buches mit ihrem gelben, müden Alltagslicht beleuchtet hatte. Draußen schien die Sonne, draußen war der helle Sonntag.

Oomke stülpte seine Schülermütze auf und zählte die wenigen Sous aus seiner Tasche.

Wenn er das Fintje mitnähme, was würde das für verzückte Gesichter schneiden! Und das Geld reichte eben für zwei.

„Fintje, willst du mit?“

„Wohin?“

„Na, in den „Jardin rompu“, in Konzert.“

„Ich in den Jardin rompu? Ich?“

Sie kreischte laut auf in ihrem freudigen Schreck.

„O du!“ rief sie begeistert und warf beide Arme Oomke um den Hals und küßte in das blasse Knabengesicht, wo es eben hintraf.

„Laß doch!“ wehrte dieser unwillig und schob sie hastig von sich, wobei er um sich schielte, ob er auch keine Zuschauer bei dem unerwarteten Ueberfall gehabt hätte. „Benimm dich doch anständig,“ mahnte er weise.

Aber Fintjes Freude ließ sich so schnell nicht dämpfen. Während sie nun strahlenden Auges neben ihm hertänzelte, packte sie ihn plötzlich am Arm und sagte: „Du, Oomke, halt dich recht gerade, streck dich ein bißchen, daß du aussiehst wie ein Erwachsener, ich bin auch nicht mehr so gar klein, da halten sie uns am Ende für Liebesleute im Jardin rompu und sagen: „Ach, da kommt wieder einer mit seinem Schatz.“ „Och!“ Und Fintje kreischte wieder ebenso laut und ausgelassen auf wie vorhin.

In der alten Wirtschaft zum Jardin rompu spielte ein vollständiges Musikorchester vom hellen Mittag bis in die halbe Nacht hinein für fünf Franken. Und die Marolliens hießen das lärmende Gedudel Konzert, saßen vor ihren Gläsern und waren guter Dinge.

Oomke und Fintje aber waren von allen wohl die wenigst geschwätzigen, die andächtigsten Zuhörer. Und sie hielten lange aus vor ihren zwei leeren Gläsern, bis die Lampen angezündet wurden und die Gesellschaft intimer wurde, und alles zusammenrückte um einen großen Tisch.

Susse Peperkoek wollte jetzt ein Lied vortragen, er sprang auf den Tisch und reckte die kurze schmächtige Gestalt. Auch Oomke und Fintje waren aufgestanden u. drängten sich näher zu dem Tisch. Mit erstaunlich kräftiger Stimme begann der Kleine auf dem Tisch sein Lied von dem Pitje Lamin und der hübschen Nelleke, die den Lockungen des reichen Barons erlag, in Glück und Glanz lebte und so stolz war, daß sie selbst ihre Mutter nicht mehr grüßte, dann aber von einem vornehmen Herrn ins Elend gestürzt wurde und darin untergegangen wäre, wenn sie nicht in dem schmucken Sergeanten Pitje Lamin einen verzeihenden Freund und Vater ihres Kindes gefunden hätte.

Nach dem Liede brach die Bewunderung los. Hoch Pitje Lamin! Das ist einer, ein Braver! Sie hat's nicht verdient, die Nelle!

Für diese Zuhörer war das Lied kein Lied nur, es war Erlebtes, Wirklichkeit. Susse Peperkoek, der es gesungen hatte, der war ihnen zum braven Pitje selbst geworden.

„Hoch, Pitje Lamin, ein braver Bursche!“

Sie hoben den Kleinen von seinem Tisch und trugen ihn im Triumph auf den Schultern aus dem Jardin rompu hinaus in die nächste Wirtschaft hinüber, dort sollte ers den andern auch singen, die Geschichte vom braven Pitje Lamin.

Oomke und Fintje traten mit den andern ins Freie und merkten nun erst, wie spät es unterdessen geworden war. Fintje hätte noch weiter mitlaufen mögen mit der singenden johlenden Schar, über deren Köpfen der kleine Susse in der Luft auf und nieder wippte, wie ein lustiger Hampelmann. Aber Oomke, der immer Vernünftige, schüttelte den Kopf.

„Jetzt gehen wir heim. Jetzt ists genug. Ich hab auch kein Geld mehr.“

Sie war es auch zufrieden. Die Erregung des soeben Erlebten vibrierte noch in ihr nach. Sie hängte sich an Oomkes Arm, ihre großen schwarzen Augen starrten verträumt in die Luft.

„Du, mich ärgerts, daß er sie doch noch genommen hat, der gute Pitje. Die hats nicht verdient so eine! Ich hätte sie stecken lassen, die schmutzige Nelle. Dumm von ihm!“ Verächtlich warf sie die Lippen auf, und in die verträumten Augen kam schon wieder zuckendes Leben. So eine!

„Geh, sei nicht so stolz, sagte der nachdenkliche Oomke, „so was passiert den Mädchen leicht!“

„So, meinst du?“ rief Fintje böse. „Du weißt auch was von den Mädchen, du!“ Energisch riß sie ihren Arm aus dem seinen. „Meinst du, so wären all wie die? Ich vielleicht auch? Du würdest dich gar nicht wundern, wenn mir einmal sowas passierte, nicht? O nein, du klüger Junge!“

Fintjes feine Nasenflügel bebten, sie hätte den Oomke schlagen mögen hier auf offener Straße, aber dafür waren sie beide schon zu groß. So streckte sie denn nur flink die Zunge heraus, so lang und hämisch, wie es nur ein in solchen Künsten geübtes Gassenbollerke fertig bringt, und kehrte ihm mit einem Ruck den Rücken, so daß ihre Haare ihm hart ins Gesicht schlugen, und rannte davon, heimwärts, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Hätte sie es dennoch getan, sie hätte sich gewundert über das glückliche Gesicht, mit dem Oomke ihr, die ihn am liebsten erschlagen hätte, nachschaute.

Drittes Kapitel.

Fintje, die unmüde Kellerratte, wollte hoch hinaus. Es steckte ihr im Blut von den d'el Traps her, sagte die Großmutter kopfschüttelnd. Fintje mochte nicht in der Schenke die Gäste bedienen. Sie wollte nicht von trunkenen Männern herumbetastet werden. Papa Toone hätte sie freilich dazu zwingen können, weil sie ja unentgeltlich sein Brot aß. Aber Papa Toone war ein gemütlicher Kumpan, der jedem gern den Willen ließ, auch wurde er gut allein fertig mit den Gästen. Auch Oomke, sein Sohn, betrat die verräucherte Schenke nicht. Oomke hielt nach wie vor seine Puppenkinder in Stand u. lernte u. las. Bald mußte er die nötige Bildung zusammenstudiert haben, daß er die versprochenen Stücke schreiben konnte. Und Fintje wollte auch lernen, denn sie hatte das müßige Herumhocken im Poucherellekeller satt, während die alte Großmutter noch tätig und erfolgreich ihres schwierigen Amtes waltete. Sie wollte etwas Feines werden. Später einmal viel Geld verdienen und dann lauter hübsche Dinge an und um sich haben, hauptsächlich viel Blumen, scharfduftende Blumen wie Hyazinthen und Narzissen. Doch damit etwas erreicht würde im Leben, mußte erst gelernt werden, darin hatte die Großmutter und Oomke sicher recht.

Sie war nun fünfzehn Jahre alt und ging in die Lehre zu Madame Gerard in der Hoogstraat. Dort verfertigten sie diese eleganten Korsetts, die dann in den teuren Läden des schönen Brüssels an die vornehmen Damen verkauft wurden.

Fintje kam es in dem kleinen Hause Madame Gerards ungemein reich und großartig vor. Sie bekam zwar außer dem Atelier nur das anstoßende kleine Empfangszimmer zu sehen, worin Madame mit ihren Kunden verhandelte, und in diese ungelüftete, staubige Stube, die Fintje so oft bewunderte, verirrten sich manchmal sogar Damen. Da standen auf dem Kaminsims vergoldete Leuchter und Vasen, zum Schutz gegen Staub und Fliegen in rosa Florkleider gehüllt. Und auf einer wunderlich verschnörkelten Kommode tronte eine Standuhr aus buntem Porzellan mit einer Gruppe von Schäfern und Hirtinnen und einem flügelschlagenden Hahn mit ausgereckten Hals.

Es stand auch ein kleines Sofa in dem Zimmer, auf dem in genialer Unordnung die schillernden, geblümten Seidenstoffe aufgebauscht lagen, aus denen Madame Gerard ihre Korsetts herstellte. Fintje fühlte diese weiche, feine Seide gern zwischen den Fingern, es erleichterte ihr die neue Tätigkeit. Sie war das gebückte Sitzen so gar nicht gewohnt! Doch da die andern Mädchen es aushielten, mußte auch sie sich daran gewöhnen können.

Zu sechsen saßen sie im Atelier vor ihren rasselnden Nähmaschinen. Hell war es nicht, denn das einzige Fenster ging auf die breite Mauer eines mächtigen Schornsteines hinaus, die neidisch dem kahlen Raum Luft und Licht verwehrte. Hob Fintje mit einem Seufzer den Kopf der Arbeit mit sehnsuchtsvollen Augen, die nach einem Stückchen blauen Himmel verlangten, sah sie immer nur diesen breiten düstern Schornstein. Doch die andern sahen ja auch nicht mehr.

Auf dem dunkelsten Platz saß Beloke, die bucklige kleine Beloke mit dem alten verschrumpften Gesichtchen. Die war bescheiden und fleißig.

Hochmütig aber war Truitje, die große blonde Weinhändlerstochter, nur die rothaarige Rosalie mit den kecken Augen und der schlagfertigen Zunge hatte sie sich zur Freundin erwählt.

Und da war Nelle, die hübsche, schwarze, faule Nelle, die ihre Arbeit hinwarf, sobald Madame zur Tür hinaus war, und unaufgefordert alle Skandalgeschichten ihrer Nachbarschaft zum besten gab; und Roosje, das magere, freundliche Geschöpf mit den hektisch roten Backen und den eingesunkenen, glänzenden blauen Augen, von der jedermann, nur sie selbst nicht, wußte, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Und Berta saß da, fleißig über ihre Arbeit gebeugt, die Tochter aus der Wirtschaft zum „Heiligen Geist“, deren Vater im Zuchthaus saß, während die Mutter allein die Wirtschaft führte. Es sollte bös hergehen im „Heiligen Geist“.

Die aber, die ihre Maschine dicht neben der Fintjes stehen hatte, war Mieke, die hübscheste, stillste und sanfteste von ihnen allen, Mieke, die sich Fintje zur Freundin auserkoren hatte.

Eintönig rasselten die Maschinen, die glatte Seide hängte sich an die warmen Hände der Mädchen fest. Und die jungen Mädchen, die in dem trüben Halbdunkel der Stichlinie unverrückt folgen sollten, brannten. Oft zitterten die Finger der Arbeiterinnen vor Ungeduld. Der scharfe Essensgeruch, der manchmal aus der benachbarten Küche in das Atelier strömte, erregte die jungen, immer hungrigen Geschöpfe. Doch ob sie auch das Fenster weit aufrissen, immer stand da der Kamin und verwehrte neidisch Luft und Licht den Eingang.

Oft sangen sie. Am liebsten ein Liedchen vom Frühling und von der Liebe.

Sans amour la vie n'est que misère — sans amour — sans amour — sangen sie alle zusammen, die verhaltenen Mädchenstimmen zitterten mit scheuem Flügelschlag über dem lärmenden Treiben der gleichgültigen geschäftigen Maschinen.

Mit ihrem trägen Gang schwankte die dicke Madame Gerard zwischen dem Atelier und dem Empfangszimmer hin und her. Sie war eine echte Marolienne, wenngleich eine vornehme, reiche. Das feine Wallonenköpfchen thronte fremdartig über dem allzu üppigen Körper der Flamänderin. Mit künstlerischem Raffinement frisiert, umrahmte das schwarze Haar in gebauschten Wellen ihr junges, schönes Gesicht.

Sie ging in leichten, weißer, spitzengarnierter Bluse und weiß leinenem Unterrock einher, denn ihrem blühenden Fett war es immer zu heiß, und einen Kleiderrock trug sie nur Sonntags auf der Straße. Nachlässig bauschte sie vor ihren Kunden die schillernden Seidenstoffe zur Auswahl auf und schrieb träge die Maße auf. Sie wußte, daß es ihr an Bestellungen nie fehlen würde. Ihr Haus arbeitete zu gut und zu billig, schon ihre Mutter hatte das Geschäft zu seinem jetzigen Rufe gebracht. Und nebenan arbeiteten ihre Mädchen, die ganz jungen umsonst, die ältern um geringen Lohn. Und dazu bediente auch noch ihr Mann, der Schlosser, der unter Madames Räumen seine Werkstatt hatte.

Hie und da kam er einmal herauf ins Atelier. Die gebückt sitzenden Arbeiterinnen richteten sich unwillkürlich gerade auf, wenn sie seine Schritte die Treppe heraufkommen hörten. In ihrem Weiberinstinkt fuhren sie geschwind mit ordnender Hand über die Haare, und in den arbeitsmatten Augen glühte neues, funkelndes Leben auf. Trat der Schlosser unter die Tür, hoben sie alle die Köpfe, sogar die bucklige kleine Beloke bemühte sich, eine gefälligere Pose anzunehmen. Denn sie waren alle arme, gefangene, kleine Vögel, denen nach Sonne und Liebe verlangte in ihrem dumpfen Arbeitsraum, und die es dankbar empfanden, wenn die Tür einmal aufging und ein Abgesandter des Lebens, ein Mann unter sie trat, und wenns auch nur ein schwarzberußter Schlosser war, nur der spärlich verdienende Gatte der vielverdienenden Patronin

„Nun, immer fleißig, Ihr Mädchen?“ fragte regelmäßig der Schlosser, indem er sich lauernd umsah. Hatte er sich von der Abwesenheit Madames überzeugt, trat er hinter den Stuhl eines der Mädchen und kniff es mit der geschwärzten Hand in die Backe oder tätschelte ihr liebevoll Hals und Arm. „Nun, Kleine, hast du denn schon einen Liebhaber, he?“

(Fortsetzung folgt.)

Berichterstatter den Fluß hinaufgefahren und dem Schlachtfeld ganz nahe gekommen. „Wir hatten die ganze Nacht über den Kanonendonner gehört. Die Entfaltung unserer Truppen an Land wurde für uns durch eine seltsame Luftspiegelung verdunkelt. Wir sahen Infanterie vorübergleiten wie sich bewegende Bäume; andere Massen, die nichts anderes als Artillerie sein konnten, kreuzten die Pontonbrücke, die oberhalb unserer Stellung lag, vom rechten zum linken Ufer. Die Luftspiegelung, die das Ganze in eine märchenhafte phantastische Stimmung tauchte, erstreckte sich nicht auf die Atmosphäre in der Höhe einer explodierenden Granate. Wir konnten daher die Schrapnellwölkchen hoch in der Luft sehen, aber wußten nicht, ob es die türkische Artillerie oder unsere eigene wäre. Erst später erkannten wir, daß unsere ganze Macht mit den Türken im erbitterten Kampf lag, und wie grimmig und furchtbar diese Schlacht gewesen, sahen wir an dem Strom der Verwundeten, der von den Schützengräben her sich nach dem Ufer ergoß. Die Kanonen, die wir gehört, hatten bei den Kämpfen eine sehr geringe Rolle gespielt, denn die Luftspiegelung hatte ein sicheres Zielen unserer Artillerie unmöglich gemacht und die richtige Vorbereitung unseres Angriffes verhindert. So hatte man es mit einem Frontalsturm gegen die feindliche Stellung versuchen müssen. An diesem traurigen und verlassenen Ufer des Tigris wurde ein Kirchhof errichtet für die zahlreichen Toten. Man stelle sich dieses Massengräbnis vor auf einem engen Raum, während die Toten auf Maulesseln und Kamelen herbeigebracht werden. In der Ferne leuchtete durch den Rauch der Transportdampfer und die schlanken Masten der Flußschiffe der Schnee der Pusch-i-Kuh-Berge, über denen mit einem schwachen Rot der Sonnengruß am Himmel stand. Rasch wird die letzte Ruhestätte für die Gefallenen bereitet, der Pater spricht ein paar segnende Worte, und dann erheben sich auf den Hügeln die einfachen Kreuze, aus Packkisten gezimmert, mit den schlichten Inschriften. Beim Qualm eines Lagerfeuers sehen sich unterdessen die Verwundeten ihre Verletzungen an. Stöhnen und Seufzen und dumpfes Genurmel hallt durch die dunkle Nacht an diesem fernen öden Tigrisufer . . ."

— Die Herstellung des **künstlichen Kautschuks**, die den deutschen Chemikern Coutelle und Homann schon vor sieben Jahren gelungen ist, ist heute noch ziemlich kostspielig. Aus diesem Grunde ist die Frage nach deutschem Naturkautschuk neuerdings von besonderer Bedeutung geworden. Deutschland hat auch tatsächlich keinen Mangel an Kautschukpflanzen. Der echte Kautschuk ist bekanntlich nichts anderes als der getrocknete Milchsaft verschiedener in den Tropen wachsender Pflanzen, besonders aus der Familie der Euphorbiaceen oder Wolfsmilchgewächse, Pflanzen, von denen viele und darunter sehr milchreiche Arten auch bei uns vorkommen. Und der deutschen Chemie ist es in jüngster Zeit nun wirklich gelungen, auch aus unseren Wolfsmilcharten Kautschuk herzustellen. Wie der Forscher Scheermesser berichtet, erhielt man durch Einwirkung von Aether, Benzin und Tetrachlorkohlenstoff aus drei **Wolfsmilcharten** zunächst eine sehr fettreiche Substanz von dunkelgrüner Farbe und starkem Geruch, die in Aether gelöst etwa 20 Prozent reiner Rohkautschukmasse ergab. Dieser Prozentsatz ist durchaus nicht gering. Man berechnete, daß ein Hektar Boden, mit Wolfsmilch bepflanzt, eine Rohkautschukmenge bis zu 50 Kilogramm und 140 Kilogramm Fett liefern würde. Da die sonst wildwachsende Pflanze ja auch keiner Pflege bedarf und so ziemlich überall gedeiht, wäre bei entsprechenden Einrichtungen, wie beispielsweise von Trockendarren und dergleichen, die Anpflanzung von Wolfsmilch, wobei die zypressenartige den höchsten Ertrag gäbe, zweifellos das beste Mittel, brachstehenden Boden ertragsfähig zu machen. Vor allem aber würden wir auf diese Weise wiederum ein gutes Stück selbständiger, und auch hier könnte in Zukunft manches Geld im Lande bleiben, das bisher ins Ausland wanderte. Das reichliche in den Pflanzen enthaltene Fett fände sicher gleichfalls vielfache Verwendung in unseren verschiedenen Industrien.

— Die starke Trockenheit, die seit geraumer Zeit in **Kalifornien** herrscht, hat eine Menge Waldbrände herbeigeführt. Einer der heftigsten fand in der Nähe der Stadt Wright südlich von San Franzisko statt. Das Feuer schritt von den Bergen herab und bahnte sich, die Wälder verwüstend, einen Weg zu den Tälern. Dadurch wurden große Weinmagazine bedroht, die für die Gegend hohen Wert haben. Obgleich die ganze Bevölkerung am Werke war, durch Ausroden dem Waldbrand Halt zu gebieten, war alle Mühe umsonst und man mußte sich darauf beschränken, die Gebäude gegen den Funkenregen zu schützen. Aber gerade als man hoffen durfte, diese Aufgabe zu erfüllen, versiegte das Wasser, da die brennenden Bäume bei ihrem Sturze die Wasserleitungen zerstört hatten. So schien denn alles verloren, als der Besitzer der Magazine plötzlich schrie: „Schraubt die Schläuche an die Weinfässer." Im nächsten Augenblick war das geschehen und der edle Wein strömte über die Dächer der bedrohten Gebäude. Auf diese Weise gelang es, des Feuers Herr zu werden, aber freilich mit einem Verlust von 18 000 Liter Wein der besten Ernte. Der Verlust betrug rund 35 000 Mk. Augenzeugen erzählen, daß der Wein sich zum Löschen viel wirksamer erweise als Wasser. Das ist nicht so unmöglich, da es sich hier um jungen Wein handelt, der erst wenig Alkoholgehalt hatte, dafür aber noch viel Kohlensäure enthielt, die beim Löschen des Feuers unbedingt vorteilhaft gewirkt haben muß.

— Die Schützengrabenindustrie der Fingerringe aus Aluminium, mit deren Anfertigung sich die französischen Soldaten in ihren dienstfreien Stunden mit Vorliebe beschäftigen, ist im Niedergang begriffen, seitdem findige Pariser Fabrikanten die Erzeugung solcher Ringe in großem Maße betreiben. So haben sich denn die „Poilus" nach einem anderen Betätigungszweig für ihre Muße umsehen müssen und sie sind dabei auf den Gedanken gekommen, die Felle der unzähligen Ratten, die sie töten, nutzbar zu verwenden. General Franchet d'Esperey insbesondere befürwortete diesen Plan und sprach über die Sache kürzlich auch mit dem französischen Abgeordneten Mauger, der als Abgeordneter eines parlamentarischen Ausschusses seine Zone besichtigte. Der Abgeordnete seinerseits hat sich, nachdem er heimgekehrt ist, auf die Suche nach einem schnell wirkenden **Gerbmittel** begeben, und er hat ein solches auch gefunden. Er hat das Rezept des Verfahrens jetzt dem General zur Verfügung gestellt. Und so wird denn demnächst in den betreffenden Schützengräben der Gerbereibetrieb von Rattenfellen systematisch aufgenommen werden. Man will das gewonnene Leder zu Tabakbeuteln, Geld- und Brieftaschen verarbeiten.

— **169 000 Mark ausgeschippt** hat in Belgien der Landsturmmann Christian Pein aus Halstenbek. Er ist als Schipper eingezogen und war mit Graben beschäftigt, als er plötzlich auf einige Kisten stieß, die bei näherer Untersuchung Wertpapiere über 120 000 Mark und Gold- und Silbergeräte im Werte von 49 000 Mark enthielten. Der Schatz wurde der deutschen Militärbehörde ausgeliefert, die jetzt zu erforschen sucht, was es für eine Bewandtnis mit dem Funde hat.

— **Eine Ledigensteuer** hat das **sächsische Ministerium** genehmigt. Die Steuer soll erhoben werden von Unverheirateten über 30 Jahren, sofern sie nicht anderen Personen einen gesetzlichen Unterhalt zu gewähren haben. Von einem Einkommen von 1800 bis 2400 Mk. werden 5 Prozent, bis zu 4000 Mk. 10 Prozent, bis zu 6500 Mk. 15 Prozent usw. als Zuschlag zur Einkommensteuer erhoben.

— **4000 weibliche Angestellte** stehen gegenwärtig bei der großen Berliner Straßenbahn im Dienst. Sie sind auf den Betriebsbahnhöfen als Arbeiterinnen in den Wagenhallen und als Schaffnerinnen beschäftigt. Neuerdings sind auch 70 Frauen als Fahrerinnen ausgebildet und in Dienst gestellt worden. Von dem männlichen Personal sind seit Kriegsausbruch etwa 7000 Betriebsmannschaften zum Heeresdienst abberufen worden.

Am die Lorettohöhe.

Eine Erinnerung aus einem Kriegstagebuch zum Jahrestag des deutschen Sturmes, anfangs März 1915.

Vorbereitungen.

Nur ein paar hundert Meter von unseren Ruhequartieren in Lens, gen Loos hin, erblickt man an klaren Tagen den Höhenzug der Lorettohöhe, golden und grün, und dahinter in dunklen Farben den Wald von Boubignh, in dem die Franzosen noch sitzen. Nichts läßt darauf schließen, daß da draußen, nur wenige Dutzend Meter voneinander entfernt, Freund und Feind sich gegenüber liegen. Nur am Abend hörte man von ferne den Donner der Geschütze, sieht man über der Höhe die weißen Wolkenballen der Schrapnells, die schwarzen Wolken der Granaten. Wenn dann die Nacht herniedersinkt, dann knallt es ringsum, ein Knattern und Donnern ohne Unterlaß, bis zum grauenden Tage. Dann sausen ringsum Leuchtkugeln gen Himmel, bis zu den Wolken die französischen, die an ihren Seidenschirmen nur langsam zur Erde sinken rasch und grell die deutschen, die blendendes Licht verbreiten, ohne Unterbrechung knattern die Gewehre, bis der neue Tag naht. Draußen aber in der Stellung herrscht Leben. Gilt es doch, Großes vorzubereiten. Seit Wochen sind unsere Pioniere an der Arbeit, Tag und Nacht, ohne Ruh. Sie treiben Stollen weit hinein in die Erde, bis unter die feindlichen Stellungen. Noch kennen wir nicht den Tag und Stunde, wann der Sturm uns die langersehnte Verbesserung der Stellungen bringen soll, aber man spricht von nichts anderem mehr. Selbst die Franzosen in der Stadt wissen davon und stehen überall zusammen, tuscheln und knüpfen Hoffnungen daran, die sich nimmer erfüllen können. Indes geht die Arbeit draußen weiter und weiter, schon bringen sie jetzt in die tiefen Stollen Ladung um Ladung, dämmen den Gang ab und legen den Draht für den zündenden Funken, der das große Ereignis einleiten wird. Wir aber ziehen hinaus in Stellung, wir werden dabei sein, wenn es gilt!

Der dritte März.

Morgen also ist der große Tag. Alles ist bereit, die Unsern werden stürmen. Ich bin ehrlich und gebe zu, daß ich mir die Sache nicht schwierig vorstelle. Alles ist ja so gut vorbereitet.

Die Nacht bricht herein, der volle Mond lächelt friedlich vom Himmel. Morgen also! Wie wirds gehen? Wird alles gelingen? Doch sicherlich!

Mitternacht! Vor kurzer Zeit erst kam die Post, im ruhigen Lichte des Mondes werden die Nachrichten aus der Heimat gelesen.

Die Posten sind verstärkt, ich stehe fast die ganze Nacht und freunde mich an mit einem jungen Freiwilligen. Und leise summen wir zusammen ein Konzert fast bis zum Morgen. Eine Mine platzt kurz vor dem Graben, Erdschollen und Steine wecken uns unsanft aus dem Halbschlaf. Von sechs Uhr ab steht die ganze Kompanie, ein Zug trifft noch ein zur Verstärkung. Es ist also Ernst, blutiger Ernst.

Langsam schleicht der Zeiger der Uhr voran: ein feuchter Nebel legt sich sanft über den Berg, und spät und trüb nur kommt der neue Tag. Noch ein paar Minuten, dann ist's sieben Uhr, die festgesetzte Zeit zum Sturm. Unser Zugführer schaut noch einmal nach seinen Leuten: „Herr Feldwebel", sage ich, „ich glaube, heute gibts einen langen Tag." Ich sollte nur zu recht behalten.

Jetzt ist's sieben Uhr, und . . . da! Ein furchtbares Krachen und Dröhnen erschüttert den ganzen Berg, blutigrot färbt sich der Nebel für einen Augenblick. Im gleichen Augenblick zischen eine, zwei feurige Schlangen gen Himmel, Zeichen für unsere Artillerie. Da beginnt auch schon eine heftige Beschießung der feindlichen Stellungen, anscheinend besonders der Reserven.

Jetzt wirds auch drüben lebendig, ein paar Leuchtkugeln steigen in den Nebel, die feindliche Artillerie wird munter, die ersten Granaten fliegen in unseren Graben. Ist's Wahrheit, ist's Täuschung, dröhnt da nicht von weit drüben ein langgezogenes Hurra! . . .

Irgendwo hämmern die Maschinengewehre, hört man das an- und abschwellende Infanteriefeuer. Und auf unsere Stellungen kommen mehr und mehr Granaten, grüngelbe, häßlich Rauchwolken ziehen über die Stellungen, reizen zu Husten, Brechen und Tränen. Jetzt ist an Ruhe nicht mehr zu denken.

Da kommt schon die erste Nachricht von drüben, zweihundert Gefangene, dreihundert, vierhundert! und viel Beute. Wir freuen uns, aber wir wissen auch, sie werden sich wehren, die da drüben.

Langsam senken sich die letzten Nebelschwaden, ein feiner Regen geht nieder. Und der Donner der Geschütze wird zu einem langanhaltenden Brüllen. Vergeblich sucht man im schlechten Unterstand für kurze Zeit Ruhe, da ist's ja noch ungemütlicher, die Erde erbebt ringsum.

Ein paar sind verschüttet, drei, vier, fünf! Kein Mensch weiß es genau. Die müssen heraus, unbedingt, wenn sie nicht elend ersticken sollen. Mit Eifer machen wir uns an die gefährliche Arbeit. Granaten kommen, Geschosse, was kümmerts mich. Schon habe ich einen Tuchfetzen, da macht ein Volltreffer der Arbeit ein Ende. Zerstört, was wir gut gemacht haben, und wirft auch nicht gegen die Wand. Für den Augenblick können wir nicht weiter arbeiten, müssen die Unglücklichen ihrem furchtbaren Schicksal überlassen.

Am Mittag erst bringt man drei von ihnen ans Licht, der vierte ist tot, erstickt.

Langsam, träge schleichen die Stunden, ein Uhr, zwei Uhr. Wir dürfen uns ja nicht rühren, können nicht zu unseren Unterständen, wenn diese überhaupt noch vorhanden sind. Man kann uns ja auf unserer Kanzelstellung, die wir „Granatbuckel" getauft haben, von da hinten, vom halb zerschossenen Kirchturm in Mont St. Eloi sehen.

Von Zeit zu Zeit geht ein feiner Regen nieder, die Wolken jagen am Himmel, trotzdem kommt ein frecher feindlicher Flieger, streicht ganz nahe über den Stellungen hin. Oh, wie wir ihn hassen, den Kerl! Er wird uns nichts Gutes bringen.

Jetzt haben die da drüben Verstärkungen herangebracht. Dem Rollen eines schweren Zuges vergleichbar, ziehen die schweren Granaten über uns weg. Mehr und mehr nimmt das gewaltige Donnern und Dröhnen zu, und wir haben das Pech, ganz am linken Flügel der Lorettostellung zu liegen. Man kann uns von rechts und links, von vorn und leider auch von rückwärts beschießen, weil wir ganz am Ende des vorgetriebenen Keiles liegen. Und sie tuns, die Franzosen, mit einem ungeheuren Aufwand an Geschossen. Mehr und immer mehr nimmt das ungeheure Toben der Schlacht zu, die ganze Luft scheint erfüllt vom Toben des furchtbaren Orkans, und man vermeint, der Himmel müsse sich verdunkeln von all den ungezählten Geschossen. Da und dort heult einer auf, andere sinken still, lautlos zur Erde. Eine schwere, schwarze Wolke zieht über den Berg hin, die Luft ist heiß, trocken, giftig, und kaum noch glaubt man, atmen zu können. In den Ecken der Brustwehren liegen noch immer ein paar Mann. Glühend heiße, scharfe Splitter fliegen umher, Steine, Erdschollen, Balken, Splitter, Schießscharten, Gewehre reißts in Fetzen. Brustwehren fallen ein, treiben uns wieder ein Stück zurück im Graben. Da liegt man in ohnmächtiger Wut, liegt und lauscht, und betet und wartet, und kann nichts denken, gar nichts.

Zusammengeschossen ist der Graben im weißen Kalkgestein, zerrissen die Stützen und Streben, hinweggefegt die Unterstände.

Noch einmal steigert sich die Schießerei zu größter Heftigkeit, und wie wenn sie hüben und drüben auf ein paar Dutzend Trommeln aller Größen Wirbel schlügen, so dröhnt es. Nur ganz selten singt ein — ach so harmlos erscheinendes — Infanteriegeschoß über uns hinweg. Auf einmal, ganz unvermittelt, ändert sich der Ton des Höllenkonzerts. Weit über uns hinweg heulen jetzt die Granaten, hinab in die Dörfer, auf die Zugangswege, die Reserven: unsere Geschütze.

Jetzt kommen sie, das ist unser Gedanke. Da knattert es auch schon rechts von uns. Da also versuchen die Franzosen das wieder zu holen, was sie am Morgen verloren. Kommen sie auch bei uns? Wir sind schwach, mehr als zwei Drittel des Zuges sind tot und verwundet. Und auch die anderen haben schwer gelitten. Hinter den wenigen, ganz gebliebenen Schießscharten sind wir auf Posten. Der Zugführer durchschreitet das, was noch vor kurzem ein Graben war. Auf allen Vieren muß man an einzelnen Stellen sich durchzwängen.

Drüben sieht man ein paar Bajonette über den Graben emporragen, ruft da nicht eine Stimme: „Tout le monde en avant . . .!" Sie kommen nicht, haben anscheinend selbst schwer gelitten.

Und wieder heulen und fliegen Granaten und spinnen ein Netz am Himmel, Kreuz und quer, ganz wirr durcheinander. Und Kugeln peitschen und klatschen und klirren. Im Graben ist nichts mehr ganz, an einer Stelle türmen sich die Leiber zu einem hohen Haufen. Wir müssen darüber hinweg bis an das Ende des Grabens. Noch einmal schießen die Franzosen ganz wild, ganz nahe am Waldrand stehen Feuerschlünde und speien Tod und Verderben auf unsere Stellungen. Lange noch stehe ich draußen am Ende der Sappe, die, weil sie ganz nahe am Feinde liegt, durch Granaten kaum gelitten hat, und erst in sinkender Nacht bergen wir die Toten. Der Kriegsfreiwillige ist dabei und ein junger Schwarzwaldbauer, der mir erst in vergangener Nacht das Geheimnis seiner jungen Liebe enthüllte.

Endlich kommt Ablösung. Es ist ein böser Weg hinunter ins Dorf. In einem Garten, dem Friedhof, lassen wir die toten Kameraden.

Im Keller, auf feuchtem Stroh, schlafen wir tief und lang, fast traumlos, und erst der Morgen bringt uns die Erinnerung an all das Furchtbare des vergangenen Tages.

Am Mittag tobt wieder der Kampf um die Gräben, und am nächsten Tage. Vergebens stürmen Frankreichs Söhne gegen unsere neuen Linien. Unser ist Notre Dame de Lorette an die sich nach einer alten Sage Frankreichs Schicksal knüpfen soll. Unser soll es bleiben.

Vom Sternenhimmel.

Der herrliche Sternenhimmel im Februar war leider selten der Beobachtung zugänglich. Nur für wenige Augenblicke war am 13. Februar die Venus in der Nähe von Jupiter zu sehen. Jetzt hat sich Venus weit von Jupiter entfernt. Sie strahlt bald nach Sonnenuntergang hoch im Westen als Abendstern. Nachdem sie den untergehenden Jupiter treulos verlassen, eilt sie dem **Saturn** entgegen, der immer noch in den Zwillingen weilt und zwar westlich von Castor und Pollux, etwa in der Mitte zwischen diesen und Beteigeuze. Die Beziehungen zwischen Venus und Saturn gehören zu den beobachtungswertesten Erscheinungen des ganzen Jahres. Nach der alten, abergläubischen Sterndeuterei ist Saturn der Regent des Jahres 1916. Vielleicht umschmeichelt ihn deshalb Venus so sehr. Zum erstenmale nähert sie sich dem Herrscher des Jahres Ende Mai. Sie traut aber dem Gewaltigen noch nicht genug. Sechs Vollmondbreiten bleibt sie von ihm weg und bald eilt sie weiter. Doch scheint es, als ob sie sich wieder anders besonnen hätte. Halb reuig, halb neugierig kehrt sie zu ihm zurück. Diesmal ist jedes Mißtrauen verschwunden. Bald nach Mitte Juni stehen beide fast so nahe beisammen, wie Venus und Jupiter am 13. Februar. Doch werden wir auch von dieser Zusammenkunft nicht viel zu sehen bekommen, da sie in dem Dämmerungsschein der eben untergegangenen Sonne stattfindet und deshalb nur einem bewaffneten Auge noch erkennbar sein wird. Beide verschwinden nun miteinander in den Strahlen der Abendsonne. Aber nicht lange hält es Venus aus, sich unseren Blikken zu entziehen. Sie zeigt sich gar zu gern uns Sterblichen in ihrem schönen Glanze. Schon Ende Juli sehen wir sie wieder als Morgenstern im Osten, aber allein. Offenbar hat es mit Saturn beim letzten Zusammensein einen kleinen Streit gegeben. Doch lange dauert die Verstimmung nicht. Kaum taucht Saturn Ende August am östlichen Himmel auf, da sucht sich auch alsbald Venus wieder ihm zu nähern. Anfangs September hat sie ihr Ziel erreicht. Beide stehen am Morgenhimmel beisammen. Aber auch diesmal dauert die Freundschaft nicht lange. Vielmehr scheint es bald zum endgültigen Bruche zu kommen. Offenbar ist ihr der alte Saturn ein zu träger Geselle. Zwei und ein halbes Jahr in derselben Wohnung, d. h. in dem gleichen Sternbild zu verweilen, das paßt der Venus nicht. Sie liebt das Neue und die Abwechslung, darum möchte sie in raschem Fluge durch die Sternbilder eilen. Zuerst geht Saturn etwas mit. Aber die Reise geht ihm zu rasch. Verdrossen kehrt er um. So sehen wir ihn am Schlusse des Jahres wieder da, wo er schon einmal im September stand, an der Grenze zwischen den Zwillingen und dem Krebs. Da diese Sternbilder den ganzen Winter hindurch sichtbar sind, so werden wir auch im nächsten Winter den Saturn wieder beobachten können, nur etwas mehr nach Osten gerückt, also in der Richtung gegen die Krippe zu, der sich in der gegenwärtigen Zeit auch der rötliche **Mars von Westen** her nähert. Dieser allgemeine Zug nach der Krippe hin wird wohl andeuten, daß auch da oben die Lebensmittel etwas knapp werden. Doch Mars scheint bald zu merken, daß er an der Krippe keine eines Kriegsgottes würdige Gesellschaft findet; stehen doch an ihr zwei ganz gewöhnliche Esel. Die Alten bezeichneten nämlich die beiden Nachbarsterne der Krippe als nördlichen und südlichen Esel. Nachdem Mars die Krippe derart besetzt gefunden, kehrt er wieder in den Löwen zurück und wandert aus diesem in das Sternbild der Jungfrau. Wir werden ihn noch bis in den August hinein beobachten können, dann aber wird er für den Rest des Jahres unsichtbar. **Jupiter** wird schon in den nächsten Tagen unseren Blicken entschwinden. Aber im Hochsommer zeigt er sich uns schon wieder und im Herbst, sowie in den ersten Wintermonaten steht er die ganze Nacht am Himmel. Am 9. Februar erreichte Jupiter jene Stelle des Himmelsgewölbes, an der die Sonne am 21. März ankommt, also am Frühlingspunkt. Er trat somit in das „Zeichen" des Widders. Während aber die Sonne im Laufe eines Jahres alle Sternbilder des Tierkreises scheinbar durchwandert, braucht der Jupiter zu dieser Wanderung fast zwölf Jahre. **Er bleibt somit in jedem Sternbild ungefähr ein Jahr.** Wer sich dieser Tatsache klar bewußt bleibt, dem ist stets die günstigste Sichtbarkeit des Jupiters in einem Jahre und deren Verschiebung im Laufe der Jahre bekannt. Gestirne, die im Tierkreis stehen, sind immer gut sichtbar, wenn sie um sechs Sternbilder von der Sonne entfernt sind; denn sie stehen dann der Sonne gegenüber und weilen während der ganzen Nacht am Himmel, wie der Vollmond zeigt. Ist also Jupiter im Sternbild des Widders, das er einige Monate später wie das Zeichen des Widders erreicht, so ist er am besten sichtbar, wenn die Sonne in der Wage steht. Dies ist aber im Oktober der Fall. Im nächsten Jahre kommt Jupiter in das Sternbild des Stieres, darum wird die Zeit seiner günstigsten Sichtbarkeit 1917 in den Monat November fallen, und 1918 wird das der Dezember sein, wo er dann etwa da stehen wird, wo jetzt der Saturn ist. Saturn weilt übrigens, wie schon oben angedeutet wurde, zweieinhalb Jahre in einem Sternbild, da er zu einer Wanderung durch den Tierkreis fast 30 Jahre braucht.

So bleiben auch in den folgenden Monaten die Planeten dankbare Beobachtungsobjekte. Für die ersten Tage des Monats März möchten wir aber noch besonders auf das **Zodiakallicht** aufmerksam machen; es ist dies ein Lichtstreifen von der Helligkeit der Milchstraße, der vom Westpunkt fast bis zu den Plejaden heraufzieht und bald nach Eintritt der völligen Dunkelheit im Frühjahr an mondlosen Abenden im Westen zu sehen ist. Für dieses Jahr kommen also nur die ersten Tage des März in Frage, da schon am 4. März Neumond ist. Zum Schlusse sei noch auf eine praktisch nicht ganz bedeutungslose Tatsache hingewiesen. Am **31. März**, mittags 12 Uhr 29 Minuten 29 Sekunden ist in **Pforzheim** der **Schatten eines jeden senkrecht stehenden Gegenstandes gerade so lang wie der Gegenstand hoch ist**, so daß also durch die Messung der Schattenlänge um diese Zeit die Höhe von Häusern, Türmen und dergleichen auf einfache Weise ermittelt werden kann.

M. Walter.

Auf dem Felde der Ehre gefallene Badener.

Gren. Josef Sparr von Karlsruhe; Otto Burkart von Rittersbach bei Bühl; Kaufmann Karl Friedrich Seufert von Rheinbischofsheim; Kanonier Xaver Hoch von Siegelau; Pionier Techniker Eugen Gerber von Buchheim; Oberjäger Otto Bamberg und Franz Krüger von Freiburg; Landsturmm. Sattlermeister Karl Albert Kreuz von Waldau; Ers.-Res. Burkhard Böhler von Brombach und Lt. Max Renaux von Riehen bei Lörrach.

Musk. Karl Kürschner von Schwetzingen; Hermann Lambrecht, Ritter des eisernen Kreuzes, von Baden-Baden; Unteroff. Rudolf Schwendemann, Ritter des eisernen Kreuzes, von Zell-Weierbach; Pion. Techniker Eugen Gerber von Buchheim; Ersatzres. Albin Lamprecht von Stahringen.

Eingesandt.

Wenn wir die beiden letzten Strafkammerberichte ansehen, die sich vornehmlich mit Pforzheimer Fällen befassen, so fällt uns die große Zahl von Diebstählen jugendlicher Personen auf. Fragen wir nach den Ursachen dieser betrübenden Erscheinung, so kommen wir auf ein äußerst trauriges Gebiet, und das ist neben der zunehmenden Verwilderung der Jugend, die durch das Fehlen der kräftigen Vaterhand mit bedingt ist, die Arbeitsscheu vieler schulentlassener Burschen, die den lieben langen Tag herumlungern und schon durch ihr herabgekommenes Aussehen im Straßenbild auffallen. Müßiggang ist bekanntlich aller Laster Anfang. Es ist geradezu himmelschreiend, wenn man zusehen muß, wie sich ein großer Teil unserer Bevölkerung und auch sämtliche Landbewohner in doppelter Berufsarbeit abrackern, um sich über diese schwere Zeit unseres Vaterlandes hinüber zu retten, und auf der anderen Seite gehen Hunderte junge, kräftige Menschen dem Müßiggang nach, belästigen ältere Leute, beschimpfen ihre früheren Lehrer und setzen sich doch an den gedeckten Tisch. Das stellvertretende Generalkommando des 5. Armeekorps hat verfügt, daß alle jugendlichen Personen, die dem Müßiggang nachgehen, durch die Regierung **zwangsweise** zu einer bestimmten Arbeit angehalten werden können. Auch für unsere Stadt mit ihren ungeheuren Kriegsaufwendungen und ihren vielen arbeitslosen Jugendlichen würde ein ähnliches Vorgehen Segen stiften und wäre dazu angetan, die ins Uferlose gehenden Diebstähle aus der Welt zu schaffen.

Ein Umlagezahler.

Meine Angehörigen und ich besuchen oft und gerne die Ruhestätte unseres fürs Vaterland gestorbenen Sohnes [illegible] Ehrenfriedhof. Aber leider nur zu oft läßt der Besuch eine Mißstimmung aufkommen. Denn bis an die Knöchel sinkt man in den Boden ein, und es ist ganz unmöglich, mit solch schmutzigen Stiefeln noch einen Besuch oder Spaziergang zu machen. Wäre denn dem Uebel nicht einstweilen abzuhelfen, indem man zwischen die Reihen der Gräber Tannenzweige, Schlacken oder Steine streut?" Ich glaube, mit meiner Anfrage im Sinne vieler zu sprechen.